

enstudium auch ein Lehrstück in Sachen Rhetorik dar. Wie Kraul vorführt, kann der ‚weibliche Geschlechtscharakter‘ gleichermaßen dazu dienen, Bildungsansprüche von männlicher Seite her (aus Angst vor Konkurrenz) zu begrenzen und von weiblicher Seite zu legitimieren. Als Beispiel kann der Berliner Verein für höhere Töchterschulen dienen, der sich das Argument des Geschlechtscharakters zu eigen machte, um die Interessen der Mädchenschullehrerinnen an einer ausschließlichen Vermittlung von weiblicher Bildung durch Frauen zu vertreten.

Die Bildungsgänge jüdischer Lehrerinnen und Studentinnen, die unter einem doppelten Ausschluss standen, nimmt Andreas Hoffmann-Ocon in den Blick. Ihm geht es vor allem darum, Marion Kaplans These von der besonderen Rolle bürgerlicher jüdischer Frauen als gleichzeitige „Trägerinnen der Akkulturation und der jüdischen Tradition“ (S. 233) zu differenzieren, wozu er das Beispiel der Hamburger Simultanschule nutzt, die von den Schwestern Bertha und Cäcilie Delbanco geleitet wurde.

Beiträge von Jutta Limbach zur „Frauenfrage als Rechtsfrage“ und von Ada Pellert zu „Frauen als Motor der Hochschulmodernisierung von heute“ beschließen den Band. Beide Aufsätze ergänzen sich auf interessante Weise: War die Frauenfrage lange Zeit – wie der Titel von Limbachs Beitrag schon ankündigt – vor allem eine Rechtsfrage und wurden Frauenrechtlerinnen gerade deswegen zu Juristinnen, so zeigt Pellert, wie sich die zeitgenössische „Gender“-Hochschulpolitik den inzwischen dominierenden Managementaspekten der Hochschulverwaltung stellen und ihre Argumente ökonomisieren muss:

Gender wird unter diesen Bedingungen von einer Rechts- zur Nachwuchsfrage und letztlich zu einer finanziellen Ressource, wenn Mittelvergaben auch an Frauenförderung geknüpft werden.

Auch dieser letzte Aspekt zeigt, was für die vorangehenden Aufsätze insgesamt gilt: In Fragen der Gleichstellung gab es nicht einen einzigen Königsweg, der zum Erfolg geführt hat, sondern die Ergebnisse hängen von den jeweiligen Kontexten ab: Koedukation oder Geschlechtertrennung, Teilzulassungen oder Beharren auf voller Gleichstellung, jede dieser Positionen konnte zu (Teil-)Erfolgen auf dem Weg zur Gleichstellung führen – insofern erweist sich hier die Pluralität der Perspektiven auf das Frauenstudium, die der Band bietet, als Stärke, auch und gerade was die Zukunft anbetrifft.

Andre M. Fleche: The Revolution of 1861. The American Civil War in the Age of Nationalist Conflict, Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2012, 204 S.

Rezensiert von
Michael Hochgeschwender, München

In seiner knappen, überwiegend auf publizierten Quellen und wenigen Egodokumenten aufbauenden Studie zur Ideengeschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges stellt Andre M. Fleche, Assistenzprofessor am Castleton State College in Vermont, eine wichtige These zur Diskussion: Die Sezession von 1861 sei von den amerika-

nischen, vor allem aber von deutschen, irischen, ungarischen oder italienischen Akteuren in Nordamerika im Lichte der revolutionären Ereignisse von 1848 interpretiert worden. Mehr noch, der Amerikanische Bürgerkrieg sei Bestandteil einer nationenübergreifenden, transatlantischen Auseinandersetzung auf dem Weg zum liberalen, demokratischen Nationalstaat gewesen, der 1848 in Europa ebenso beschritten worden sei, wie 1861 im Norden und Süden der Union. Damit grenzt sich der Autor von Thesen ab, die den Bürgerkrieg vorrangig als Ringen um die rechte Auslegung des Erbes von 1776 interpretierte, ohne indes diesen Aspekt gänzlich zu vernachlässigen, da sich die Amerikanische Revolution aus der Perspektive Fleches gleichfalls als Bestandteil des transatlantischen Zeitalters der bürgerlich-liberalen und nationalen Revolutionen darstellt. Wichtiger ist es ihm freilich, sich dezidiert von ökonomistisch-deterministischen Interpretationen im Stile des progressivistischen Historikers Charles Beard abzusetzen, der den Konflikt zwischen Union und Konföderation als Ringen zwischen semifeudalen Agrariern und dem Industriekapitalismus verstanden hatte. Vollkommen zu Recht verweist Fleche auf Karl Marx, der genau diesen Ökonomismus bezogen auf die Ereignisse um 1861 nicht geteilt hatte, sondern den Bürgerkrieg als Auseinandersetzung zwischen zwei rivalisierenden Wegen innerhalb einer fortgeschrittenen kapitalistischen Industriegesellschaft interpretiert hatte, die Europa bis zu einem gewissen Grade als Vorbild zu dienen vermochte. Mit diesen kurzen Bemerkungen lässt der Autor gleichwohl sämtliche ökonomischen Aspekte hinter sich zurück, obwohl es durchaus sinnvoll

gewesen wäre, ihnen intensiver und womöglich differenzierter weiter zu nachzugehen. Denn der Bürgerkrieg war, jenseits der Beard-Interpretation, durchaus ein Konflikt zweier ökonomischer Systeme, die allerdings beide auf der dogmatisch-liberalen Ideologisierung der unbedingten Heiligkeit des Privateigentums aufbauten, dann aber praktisch und semantisch-weltanschaulich unterschiedliche Pfade beschritten. Während der Norden sich einer auf freiem Kleinbauernum und dem Ideal der Vertragsfreiheit verpflichteten industriellen Lohnarbeit basierenden industriekapitalistischen Wirtschaftsmodell verpflichtet wusste, sich aber umgekehrt durch Schutzzölle dem internationalen und globalen Wettbewerb zu entziehen bemühte, war der Süden einerseits diesem globalen Wettbewerb und seinen abstrakten Marktstrukturen faktisch unterworfen, lehnte sich aber andererseits semantisch und in der weltanschaulichen wie praktischen Bewältigung der Folgen dieser Integration in globale Strukturen an vorindustrielle und vormoderne, kapitalismuskritische Schemata an. Südstaatliche Großgrundbesitzer fühlten sich tatsächlich als Aristokraten, ihr Lebensideal sah weniger die Reinvestition ihrer Gewinne in verbesserte, effizientere Technologien im Sinne einer weltimmanenten Askesse vor, sondern, ganz klassischen antiken und frühneuzeitlichen Vorbildern nachempfunden, den weiteren Erwerb von Land und Sklaven. Aristokratische Ehre war ihnen allemal, wie Bertrand Wyatt-Brown zu betonen nicht müde wird, ebenso wichtig wie republikanische Tugenden und genau diese Integration vormoderner und moderner Ideen und Praktiken machte für sie das Wesen der Amerikanischen Revolu-

tion aus, das von den nordstaatlichen Kapitalisten in ihren Augen verraten worden war. In dieser weltanschaulichen und ökonomischen Gemengelage, nicht im Ideal einer südstaatlichen Nation, aber gründete, was Fleche weiter nicht beachtet, das Selbstbewusstsein der Konföderation wie zuvor das Bündnis mit gleichfalls kapitalismusskeptischen irisch-katholischen Arbeitern im Norden.

Fleche geht demgegenüber einen anderen Weg. Ohne es explizit zu machen, erteilt er allen Exzeptionalismustheorien eine Absage und greift neuere globalhistorische oder zumindest transatlantisch-transnationale Ansätze auf, wie sie beispielsweise allgemein Thomas Bender und Ian Tyrell, spezifischer auf den Bürgerkrieg bezogen etwa James M. MacPherson vorgelegt haben. Demnach fungierten die Revolution von 1848 als zentrales Interpretament der Ereignisse von 1861 und zwar in einem mehrpoligen Rahmen. Zum einen hätten die Amerikaner in Nord und Süd auf der Grundlage ihrer postrevolutionären, auf 1776 bezogenen Selbstsicht, die Revolutionen von 1830 und 1848 in Europa sowie die lateinamerikanischen Revolutionen des frühen 19. Jahrhunderts begeistert aufgenommen, auch wenn viele sklavenhaltende Südstaatler etwa die haitianische Revolution nach 1791 primär skeptisch beäugten. Insbesondere der Aspekt des liberalen Nationalstaates, der voluntaristisch und nicht ethnokulturell verstanden wurde, sei in den USA positiv rezipiert worden, galten Nationalstaat und Nationalismus doch als die zentralen konstitutionellen Kampfinstrumente gegen die vorgeblich despotisch-absolutistische Herrschaft von Königen und Aristokraten. Aus dieser Sicht des amerikanischen

Nationalismus waren die transatlantischen Revolutionen die logische Fortsetzung der Amerikanischen Revolution. Erst in einem zweiten Schritt sei dann das nationalistische Denken durch die Sklavereidebatte sektional aufgeladen worden; es hätten sich zwei Nationalismen entwickelt, ein nördlich konnotierter und ein südstaatlicher. Zum anderen seien die nachrevolutionären Immigranten bedeutsame Träger dieses transnationalen Revolutionsdiskurses gewesen. Gerade sie hätten, etwa in den Kämpfen um den Verbleib des Sklavenstaates Missouri in der Union 1861 durch ihr jeweilig spezifisches Verständnis von 1848, maßgeblich dazu beigetragen, den Amerikanischen Bürgerkrieg im Lichte der revolutionären Tradition zu interpretieren. berechtigterweise unterscheidet Fleche dabei zwischen der Interpretation deutscher und irischer 48er, da letztere sich aufgrund katholischer und irisch-nationaler, antibritischer Vorbehalte gerade in Missouri überwiegend auf Seiten der Konföderation geschlagen hätten. Obendrein hätte Lincolns Emanzipationsproklamation von 1863 bewußt europäische liberale und nationale Ideale aufgegriffen und sei somit gewissermaßen im Kontext eines transnationalen revolutionären Partizipationsdiskurses zu lesen. Aber auch die Südstaatler hätten ihre Sezession als nationalen Befreiungskrieg verstanden und entsprechend auf das Gedankengut von 1848 und die Idee des Völkerfrühlings von 1830 zurückgegriffen.

Über weite Strecken liest sich das überzeugend und gut begründet, dennoch bleibt ein fader Nachgeschmack. Das Narrativ ist zu schön und zu undifferenziert, um wahr zu sein. Beginnen wir mit der amerikanischen Sicht auf die europäischen

und lateinamerikanischen Revolutionen ab 1789. Hier haben zum Beispiel Eugene D. Genovese und Elisabeth Fox-Genovese in ihrem letzten gemeinsamen Buch „The Mind of the Master Class“ (2005) ungleich nuancierter als Fleche gezeigt, wie vielfältig und häufig skeptisch bis komplett ablehnend, mindestens aber ambivalent das Verhältnis der Südstaatenaristokratie nicht nur zum Sklavenaufstand von Santo Domingo, sondern vor allem zu den Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 war. Betrachtet man Fleches Belege genauer, fällt obendrein auf, wie sehr er dazu neigt, einfach Texte zusammenzustellen, in denen das Wortfeld „Revolution“ vorkommt, ohne der Frage genauer nachzugehen, ob der Bezug auf die Amerikanische Revolution, auf europäische Revolutionen oder eine von konservativer Ordnungstopologie getragene Revolutionskritik den Texten zugrundeliegt. Fleche weist zwar darauf hin, dass etwa die abolitionistische Kritik der europäischen Revolutionäre an der peculiar institution des Südens dort zu einer Fragmentierung der Revolutionsbegeisterung geführt habe, geht aber auf die Details nicht weiter ein. Vor allem aber stellt er sich gar nicht erst die Frage, wie relevant der „Southern Nationalism“ für die Konföderation, insofern sie eine Konföderation war, überhaupt sein konnte. In den Quellen finden sich mehrheitlich Belege für eine eher partikularistische Sicht, einen Primat der Einzelstaaten, und das Fehlen eines echten nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls zählte mithin zu den strukturellen Gründungsdefiziten der Konföderation. Man denke aber auch an die Kritik John C. Calhouns am Zentralismus der deutschen Paulskirchenverfassung von 1848. Möglicherweise wäre hier ins-

gesamt ein Blick auf den Schweizer Sonderbundskrieg von 1847 mit dem alteuropäischen Partikularismus der katholischen Innenkantone der Eidgenossenschaft hilfreicher, als der Verweis auf die nationale und liberale Revolution ein Jahr später.

Was für den Süden gilt, kann man für den Norden gleichfalls konstatieren. erneut mangelt es an Präzision und Differenzierung. So unterstellt Fleche den 130.000 Migranten aus dem Deutschen Bund nach 1848 ziemlich generell eine liberal-revolutionäre Gesinnung, obwohl er selbst auf die Forschungsergebnisse A. E. Zucker und Carl Wittke aufmerksam macht, die von etwa 4.000 oder etwas mehr eigentlichen 48ern ausgehen. Nun wird man gewiss zugestehen, dass die Mehrheit der Deutschen, anders als die Iren, der Sklaverei selbst dann kritisch gegenüberstanden, wenn sie im Süden lebten, was freilich an ihrer Loyalität gegenüber der Konföderation dann wenig änderte. Vor allem aber muss man sich den hohen Anteil von Wirtschaftsflüchtlingen aus strukturschwachen ländlichen Regionen des Deutschen Bundes vergegenwärtigen, die in der Regel keine bürgerlichen Liberalen waren. Hinzu kommen circa 30-35% deutsche Katholiken, die mehrheitlich mit der Demokratischen Partei sympathisierten und die den Ideen von 1848 und ihren Vertretern von Kossuth bis Mazzini zunehmend mit großer Skepsis gegenüberstanden. Sie tauchen bei Fleche, wie im Gros der Forschung, erst gar nicht auf. Dies gilt gleichfalls für konservative Demokraten und unionistische Irokatholiken, die zwar für den Krieg gegen die Sezessionisten waren, ihn aber gerade führten, um die alte Verfassung zu erhalten, also keinen Nationalstaat herbeizuführen, um von den streng

partikularistischen Friedensdemokraten ganz zu schweigen. Wenn man überhaupt Analogien zu den europäischen Revolutionen suchen möchte, wird man zum Verständnis dieser Phänomene eher den Konservatismus als den Liberalismus einbeziehen müssen. Dessen ungeachtet hat Fleche vollkommen recht, wenn er den republikanisch-unionistischen Deutschen unterstellt, sie hätten, indem sie gegen die Südstaatler kämpften, in erster Linie gegen dieselbe Aristokratie gekämpft, mit der sie sich 1848 in der alten Heimat mehr oder minder aktiv angelegt hatten.

Schließlich fehlt eine vertiefte Reflexion auf die kritischen Forschungen zum liberalen Nationalismus des 19. Jahrhunderts, wie sie unter anderem Dieter Langewiesche in einer Vielzahl von Publikationen vorgelegt hat. Man denke nur an den engen Zusammenhang von Nationalismus, Expansionismus und militärischer Gewaltanwendung bereits lange vor der sogenannten konservativen Wende des (deutschen) Nationalismus 1877/78, an die aggressive politische Semantik der Liberalen des 19. Jahrhunderts, ihre Mythisierung der Nation und des Nationalen. Fleche deutet diese fragwürdigen Aspekte des liberalen Nationalismus nur am Rande, im Zusammenhang mit dem Expansionismus der USA, nur kurz an, obwohl sich gerade hier Quervergleiche mit Europa angeboten hätten, beispielsweise bei der expansionistischen Intellektuellengruppe „Young America“.

All diese Einwände und Kritiken müssten der Grundthese gar nicht schaden, würden aber dazu beitragen, sie den politischen und ökonomischen Realitäten der USA der 1850er Jahre besser anzupassen. Ja, der Amerikanische Bürgerkrieg stand in glo-

balen und transnationalen revolutionären Kontexten, die von einer nationalistischen Historiographie allzu lange vernachlässigt wurde. Aber die transnationalen liberalen Nationalstaatsdiskurse trafen in Europa und den USA auf sehr weit divergierende soziokulturelle und ökonomische Voraussetzungen – und es existierten spezifische konservative Gegenkräfte, welche die geistige Topographie von Revolution und Bürgerkrieg ebenso maßgeblich mitbestimmten wie wirtschaftliche Interessen. Diese Geschichten in ein globales Narrativ einzubinden wird jedoch anderen Studien vorbehalten bleiben.

**A. Ricardo López / Barbara Weinstein
(Hrsg.): The Making of the Middle
Class. Toward a Transnational History
(= Radical Perspectives), Durham:
Duke University Press, 2012, 446 S.**

Rezensiert von
Christian Johann, Berlin

Der Begriff Mittelklasse schlägt Wissenschaft und Politik seit Jahrzehnten in seinen Bann. Entstehen, Erstarren und Expansion von Mittelklassen in den BRICS-Staaten werden heute weithin als Signum des Fortschritts gewertet. Basieren politische Legitimation und Modernisierung eines Staates also auch auf dessen Fähigkeit, eine Mittelklasse zu etablieren und zu erhalten? Was und vor allem wen meint der Begriff Mittelklasse, wenn er im international vergleichenden Kontext eingesetzt werden soll? Wie wurde diese ge-